

dtv

Andrea Bajani

Das **Leben** hält sich
nicht ans **Alphabet**

Aus dem Italienischen
von Pieke Biermann

Mit einer Nachbemerkung
des Autors

dtv

Von Andrea Bajani sind bei dtv außerdem erschienen:

Mit herzlichen Grüßen (14117)

Lorenzos Reise (14186)

Liebe und andere Versprechen (14295)

Erkennst du mich (14308)

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher**
www.dtv.de



Deutsche Erstausgabe 2016

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

© 2014 by Andrea Bajani, all rights reserved.

Published by arrangement with The Italian Literary Agency.

© 2016 der deutschsprachigen Ausgabe:

dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Die Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel:

›La vita non è in ordine alfabetico‹

bei Giulio Einaudi editore, Turin.

Gesetzt aus der Sabon Roman und aus der Bauer Bodoni BT

Satz: Kösel Media GmbH, Krugzell

Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-28096-9

Am ersten Schultag hat der Lehrer eine Holzkiste aufs Pult gestellt. Dann hat er den Deckel abgenommen, hineingeschaut und alle Buchstaben des Alphabets nacheinander herausgeholt. Auch sie waren aus Holz und bunt, und jeder von ihnen sah anders aus. Wir sind aus unseren Bänken aufgestanden und nach vorn gegangen, mit angehaltenem Atem, wie Eisenspäne, die von einem Magneten angezogen werden. Kurz darauf standen wir alle um das Lehrerpult herum. Nachdem der Lehrer den letzten Buchstaben herausgenommen hatte – es war das G, das hat er zu den anderen auf die Resopalplatte gelegt –, sagte er, wir sollten ganz still sein. Dann erklärte er uns, dass das Alphabet aus einundzwanzig Buchstaben besteht. »Das klingt vielleicht nach wenig«, sagte er, »aber mit diesen Buchstaben müsst ihr von nun an alles machen. Mit einundzwanzig Buchstaben«, sagte er, und dabei nahm er sie in die Hände und hielt sie jedem von uns unter die Nase, »kann man die Welt erbauen und zerstören, kann man geboren werden und sterben, lieben, leiden, drohen, helfen, bitten, befehlen, flehen, trösten, lachen, fragen, sich rächen, streicheln.«*

* Jede Sprache benötigt unterschiedlich viele Buchstaben, um die Welt zu entschlüsseln – im Gegensatz zum deutschen Alphabet mit seinen sechsundzwanzig Buchstaben umfasst das italienische Alphabet einundzwanzig.

Liebe Liebe Amore

[a'mo:re]

Wer hätte gedacht, dass dir ausgerechnet in dem Augenblick, in diesem Zustand, der Hund deiner Tante in den Sinn kommt? Ausgerechnet im Kreißsaal, im Kittel, mit einer Haube auf dem Kopf und einer Maske vor dem Mund. Neben dir hechelte deine Frau auf Kommando und wollte unbedingt, dass du ihre Hand hältst und ihr sagst, dass alles gut gehen werde. Auch die Hebamme, den Kopf zwischen den Schenkeln deiner Frau – eigentlich wandte sie sich an die Stelle, an der alles passieren sollte, als müsste sie das Kind zum Herauskommen überreden –, bat dich, irgendetwas zu sagen. »Und dein Papa«, fragte sie, »ja, wo ist denn dein Papa geblieben, wir hören ja gar nichts von ihm? Ob ihn wohl die Marsmännchen entführt haben? Bestimmt hat's ihm die Sprache verschlagen«, flötete die Hebamme weiter zwischen die Beine deiner Frau, »oder ist er vielleicht ein bisschen schüchtern, der Papa?« Alle wollten, dass du etwas sagst oder tust, deine Frau schrie ihren Wehenschmerz heraus, und du hattest den Hund deiner Tante im Kopf, der zusammengerollt unterm Stuhl im Restaurant gelegen hatte. Die Schwestern erkundigten sich, ob du nicht einen besseren Blick haben möchtest, ob du vielleicht lieber *nach*

vorn kommen wollest. Die Stimme seines Papas zu hören und vor allem, dich zu sehen, draußen, im hellen Licht, das könnte ihn doch verlocken, schneller aus dem Dunkel zu kommen, in dem er sich neun Monate lang verkrochen hatte. Aber du hast einen Arm geschwenkt und signalisiert, dass du lieber da bleiben wollest, wo du warst, neben deiner Frau, und sie hat dankbar deine Hand gedrückt. Doch deine Gedanken verharrten weiter – eigentlich auch ohne große Schuldgefühle – bei dem schwarzen Cockerspaniel, der den ganzen Abend lang mit geschlossenen Augen unter dem Stuhl deiner Tante gelegen und vor sich hin gedöst hatte. Ihr hattet draußen gesessen, irgendwo in den Bergen, die Tische standen etwas schräg, und sie hatte nur über den Hund gesprochen und über ihre Leidenschaft für Jagdhunde. Du hattest ihn betrachtet, wie er da unten schlief. Und mitten hinein in den Gedanken daran stieß deine Frau plötzlich einen Schrei aus und drückte dir ihre Fingernägel ins Handgelenk. Kurz darauf atmete sie wieder gleichmäßig.

»Komm, wir haben's fast geschafft!«, rief die Hebamme aufgeregt. Deine Frau schrie jetzt lauter, und du hast wieder an den Hund deiner Tante gedacht. Während sie dir von ihrer Leidenschaft für Jagdhunde erzählte, hattest du ihn betrachtet, diesen Etagen-Cocker, der auf neunzig Quadratmetern aufgewachsen war, Dosenfutter bekam und ein Gummihuhn zum Freund hatte. Dann war der Kellner gekommen und hatte gesagt, ihr solltet euch nicht erschrecken, da seien zwar Wildschweine hinter dem Jägerzaun, das sei aber nichts Ungewöhnliches – die Hebamme rief gerade: »Prima, du bist schon fast draußen!«,

und deine Frau drückte dir die Hand etwas heftiger – hier, in diesem Teil der Berge. Und dann – genau daran hast du in dem Moment im Kreißsaal gedacht – war der Hund unter dem Stuhl hervorgeschossen, mit einem Ruck, rein instinktgesteuert. Er war mitsamt der Leine um den Hals über den Zaun gesprungen und hatte wütend die Wildschweine angebellt, klein wie er war. Ihr hattet euch von euren Stühlen erhoben – aber da ertönte ein Weinen, das gleich wieder abbrach, und das war etwas Wunderschönes und Zartes, dein Sohn war geboren.

Banner
Flagge Fahne
Bandiera

[ban'djɛ:ra]

Den Augenblick, als sie am Geländer befestigt wurde, habt ihr nicht miterlebt. Ihr saht sie einfach eines späten Nachmittags beim Nachhausekommen vom Balkon flattern. Der Wind schnappte nach ihr, riss sie mit und ließ sie dann hängen, je nach Lust und Laune. Die Fahne hörte ihn kommen, ging ganz weit auf für ihn, bot ihm einen Bauch dar, den er füllen konnte, und wenn er dann hindurchgefahren war, sackte sie in sich zusammen – völlig leer – bloß noch irgendein Stück Stoff. Am ersten Tag habt ihr sie eine Stunde lang beobachtet, habt gewartet, dass ein Windstoß kommt und dann noch einer und der Wind sie aufbläht und die drei Farben vor euch entfaltet. Jedes Mal habt ihr mitgezählt, wie viele Sekunden die Fahne sich oben auf dem Kamm des Geländers im Gleichgewicht halten konnte – eine, zwei, drei, fünf, fünfundzwanzig –, bevor sie in sich zusammenfiel und den Wind ziehen ließ.

Dann kam der Herbst. Wochenlang durchtränkte sie der Regen, und kaum hatte der Wind sie getrocknet, trommelte der Regen wieder auf sie ein. Hinter der Fahne, auf der anderen Seite der Fensterscheiben, saß mittags und abends eine Familie beim Essen, sonntags versammelten

sich alle um den Tisch herum, samstagabends standen nur zwei Gedecke darauf. Der erste Winter war mild, dann kam der Frühling, und auf der anderen Seite der Fensterscheiben gingen Streitereien los. Ihr habt euch hinter den Gardinen versteckt, aus Angst, entdeckt zu werden, wenn der Vater aufgebracht auf den Balkon trat, um zu rauchen, und noch erboster wieder hineinging. Eines Sonntags saßen alle an dem Tisch, der Vater, die Mutter, die Tochter. Plötzlich stand der Vater auf, ging in die Küche und schmiss einen Teller mit Essen auf den Boden, und das Gebrüll – des Vaters – drang über die Straße bis zu euch nach Hause.

Die Frühsommersonne bleichte die Fahne ein bisschen aus. Eines späten Nachmittags beim Nachhausekommen habt ihr es bemerkt: Das Rot war einem Orange gewichen, das Grün schon mindestens halb verblichen. Auf der anderen Seite der Fensterscheiben stritten sie immer noch. Die Tochter ließ sich immer seltener blicken und keinesfalls zum Essen. Abends blieb der Vater oft bis spät allein am Tisch sitzen, und nach einer Weile setzte sich die Mutter nicht mehr zu ihm, um ihn zu überreden, ins Bett zu gehen. Dann kam der zweite Sommer und nahm der Fahne noch mehr Farbe. Der Sonnenschein im dritten und vierten Sommer und der Regen im Herbst und im Winter haben gemeinsam den Rest erledigt. Eines Sonntags saht ihr den Vater und die Mutter allein beim Mittagessen, ohne ein Wort miteinander zu wechseln. Aber draußen wehte ein bisschen Wind und brachte etwas Erleichterung. Und auf dem Balkon flatterte, beinah träge, eine weiße Fahne.

Finsternis
Dunkelheit Nacht
Buio

[ˈbuːjo]

Am Ende hast du wie üblich nachgegeben. Deine Tochter durfte eine Bratpfanne mitnehmen und unter ihr Bett stellen, für dringende nächtliche Bedürfnisse. Am Morgen – so ist die Absprache – würde sie sie sofort wegbringen und mit Spülmittel auswaschen. Ihr habt sie in der Besenkammer gefunden, zwischen Geschirr, das da seit Generationen stand. Vorher hattet ihr eine Viertelstunde lang Schlüssel durchprobiert: Jeder sah aus wie der richtige und passte dann doch nicht. Du hattest einen nach dem anderen wieder herausgezogen, mürrisch, mit geballter Faust, warst drauf und dran, die Tür einzuschlagen. Aber deine Tochter hielt dir sofort hastig das nächste Schlüsselbund hin – eins von den fünf, auf die ihr in der alten Berghütte gestoßen wart –, bevor du einen Wutanfall bekommen oder aufgeben konntest. Sie überreichte es dir mit beiden Händen wie eine Opfergabe für den bockbeinigen Gott der Türen. Als die Tür endlich offen war, musstet ihr euch durch Spinnweben tasten, aber deine Tochter hatte eine solche Angst vor der Nacht – davor, im Dunkeln über den Flur laufen zu müssen, um ins Bad zu gelangen –, dass ihr die Spinnen fast wie ein Empfangskomitee vorkamen.

Jetzt steht die Pfanne unterm Bett, und deine Tochter hat sich wieder etwas beruhigt. Jedes Mal wenn du das Licht ausmachst, liegt sie ein paar Sekunden lang ganz still da, atmet aber schwer und hat bestimmt die Augen weit aufgerissen. Kurz darauf hörst du Laken und Decken rascheln, Sprungfedern knarzen, Fersen auf den Boden trommeln und schließlich Pipi prasseln, spürst ihre knisternd heiße Angst im Dunkeln. Dann von Neuem Fersengetrommel auf dem Fußboden, Sprungfedern, Schweigen, aufgerissene Augen und ein herber Geruch im Zimmer. »Papa.« Also machst du die Nachttischlampe wieder an, drehst dich knarzend zu ihr, sie dreht sich knarzend zu dir, sieht dich an und hat nasse Wangen. »Was ist denn?« Sie bricht in Gelächter aus, man sieht ihre wenigen, kreuz und quer im Mund verteilten Zähne. Sie erklärt dir, sie wollte nur mal sehen, ob du noch da bist. Du flüsterst zurück, dass du immer da bist und auch immer da sein wirst, im Hellen und im Dunkeln, in der Stadt und in den Bergen. »Ist gut«, sagt deine Tochter. »Kannst jetzt ruhig ausmachen.« Also machst du das Licht wieder aus, und sie liegt schweigend und schwer atmend da. Und dann geht alles wieder von vorn los, Lakengeraschel, Bettgeknarze, Fersengetrommel, Angstgeknister.

Also machst du wieder Licht und versprichst, ihr eine Geschichte zu erzählen. Aber erst müsstest du schnell noch ins Bad. Als du das sagst, fängt sie an zu weinen. Du darfst auch ihre Pfanne nehmen. Du sollst aber auf keinen Fall die Tür aufmachen, denn hinter der Tür sei nichts. Du machst sie trotzdem auf, willst ihr zeigen, dass das nicht stimmt – dass noch alles da ist, was vorher auch da

war. Aber sie hat ja recht: Der Berg, der vorher vor dem Haus war, ist weg. Der Kirchturm ist weg. Du weißt – und sie weiß es auch –, dass du, wenn du einen Schritt machst, auch weg bist. Also sagst du, du musst gar nicht Pipi machen, und machst die Tür wieder zu. Deine Tochter lacht, dass man wieder ihre Zähne sieht. Du machst das Licht aus. Sie hört deine Fersen trommeln und danach das Bett knarzen. Und du fängst an zu erzählen, und deine Tochter schließt die Augen. In der Geschichte gibt es eine Zauberrutsche. Auf diese Rutsche klettern alle Kinder der Welt und rutschen die lange Bahn hinunter, und wenn sie unten angekommen sind, geht da eine Tür auf, und draußen scheint die Sonne, und vor dem Fenster steht ein riesiger Berg und unterm Bett eine Pfanne.

Konfession Geständnis Beichte Confessione

[konfes'sjo:ne]

Du hast an die Scheibe geklopft, und die Dame dachte, du wollest ihr nachwinken. Deshalb hat sie sich zu dir umgedreht, während der Zug anfuhr, und hat mit leerem Blick das Kinn zu einer Art Abschiedsgruß gereckt. Du hast sie zu einer Treppe gehen sehen – da war sie schon nur noch ein kleiner ferner Fleck –, und dann ist sie unter der Erde verschwunden. Aber dein Klopfen an die Scheibe war gar kein Gruß gewesen: Du wolltest ihr eigentlich mitteilen, dass sie ihr Herz im Abteil vergessen hatte. Du hättest es ihr durchs Fenster reichen können, wenn sie nur kurz näher gekommen wäre, aber sie hatte bloß diese Bewegung mit dem Kinn gemacht und war davonmarschiert. Und so lag auf deinen Beinen immer noch dieses glühend heiße Etwas – das keine Ruhe gab, sondern auf deinen Schenkeln pulsierte –, und du hast mit zerknirschter Miene die anderen im Abteil angeblickt, einen gut gekleideten Herrn und eine junge Frau im Minirock mit einem kleinen Kind auf dem Arm und einer Narbe am Bein. Der Dame hatte eine halbe Frage gereicht, um loszulegen. Du hattest nur wissen wollen, ob dein Rucksack sie störe, und sie hatte geantwortet, dass das gar kein Problem sei. Dann hatte sie dich angesehen, mit einem halben Lächeln,

in Erwartung der nächsten Frage: »Und bis wohin fahren Sie?« Kurz danach – du hättest wirklich nicht mehr sagen können, wie ihr so rasch an diesen Punkt gekommen seid, während die junge Frau mit dem kleinen Jungen spielte und der Herr sich in den Schlaf zurückzog – hatte sie ihr ganzes Leben vor dir ausgeschüttet. Der Gatte in nur drei Monaten an Bauchspeicheldrüsenkrebs gestorben, eine Schwägerin heroinsüchtig, ein Sohn nach London abgehauen und ein Blutdruck weit über dem Grenzwert. Sie schaute aus dem Fenster, während sie erzählte – du hättest aufstehen können, sie hätte es nicht bemerkt –, ihre Pupillen hüpfen über die Landschaft, ein paar Tränen, die sie sich nicht mal mit dem Taschentuch abwischte.

Dann kam ihr Bahnhof – sie hatte schon Minuten vorher angefangen, sich zum Aussteigen zu rüsten –, und sie beendete ihren Erzählfluss so, wie man einen Wasserhahn zudreht. Sie stand auf, bahnte sich den Weg zwischen euren Füßen hindurch und stieg großlos aus. Und plötzlich – kaum war sie weg – hast du zu deiner Bestürzung das lebendige Etwas bemerkt, das noch auf deinen Beinen lag. Du hast es in die Hand genommen, dieses unheimliche, von Gerinnseln verklumpte Herz, aber du konntest es kaum halten. Es pulsierte wie verrückt, wütend – weich, glitschig, glühend –, ein erschrecktes Tier, das deinem Griff zu entweichen versuchte. Also hast du es angewidert wieder auf deine Beine gelegt und ans Fenster geklopft, um die Dame auf dich aufmerksam zu machen. Aber die Dame reckte nur das Kinn und nahm die Treppe: Sie wollte es nicht mehr haben, ihr Herz, sie wollte es lieber los sein. Und danach hat euch alle der Tunnel verschluckt.

äußere Erscheinung
Borke Rinde
Corteccia

[kor'tettʃa]

Zuerst war die Angst. Da, auf der schöneren Seite des Hügels: wo die Bäume den Sommer im Zaum hielten und im Winter die Sonne in den Ästen hängen blieb. Dein Vater hatte dir gezeigt, dass man auf ihnen wie in einem Sattel sitzen und reiten kann. Er hatte dich hochgehoben und auf den untersten Ast gesetzt. Die Blätter waren plötzlich zum Greifen nahe. Du hattest sie angefasst, wie beim Händeschütteln: »Freut mich.« Im Nu war die Welt ganz groß geworden. Und dein Vater da unten ein kleines Etwas, das dich bat, vorsichtig zu sein. Bald darauf hatte er dich heruntergehoben und gehalten, bis deine Füße wieder den Boden berührten. Aber dann seid ihr um die Kurve gefahren, und da war gar nichts mehr. Nur Dutzende gefällter Baumstämme, eine riesige ebene Wiese, aus der Armstümpfe ragten. Du hast nach der Hand deines Vaters getastet und sie fest umschlossen. Die Worte machten, was sie immer machen, wenn du Angst hast: Sie verkriechen sich im Mund, suchen eine geschützte Stelle und kommen nicht mehr zum Vorschein.

Aber dein Vater sagte, du bräuchtest keine Angst zu haben, vor gar nichts. Der Mensch beschneide Bäume, damit sie noch stärker und größer werden als vorher, und

später ritten andere Kinder auf ihnen Galopp, falls andere Väter Lust hätten, es ihnen beizubringen. Dann zeigte er dir die Späne zu Füßen der abgesägten Baumstämme. Er nahm ein paar davon in die Hand und ließ sie durch die Finger rieseln wie Sand am Strand, und sie bestäubten das Gras. Du hast es ihm nachgemacht, und die Späne fühlten sich kalt an, und du hast deinem Vater gesagt, dass du den Sand schön findest. Er hat ein sauberes Taschentuch hervorgezogen, und du hast eine Handvoll gelbes Baumpulver hineinfallen lassen. Er hat das Taschentuch sorgfältig zusammengefaltet und in die Hosentasche gesteckt. Aber du hast gesagt, du willst noch mehr, also hat er in seiner Jacke gekramt und eine Plastiktüte hervorgeholt, und es dauerte gar nicht lange, da war auch sie voll.

Dein Vater saß in der Hocke vor dem Baumstumpf, und du hast dich neben ihn gehockt, mit der Plastiktüte zwischen den Füßen. Er hat dir die Kreise gezeigt, die sich innen durch den Stumpf zogen: der kleinste in der Mitte und die anderen, immer größer werdend, um ihn herum. Am Schluss kam die Borke. Du hast die Kreise berührt, mit dem Finger nachgezeichnet. Dein Vater hat gesagt, das seien die Lebensphasen des Baumes, und sie würden immer weiter, einer nach dem anderen, so wie Kreise, die von da aus, wo ein Stein ins Wasser gefallen ist, das Weite suchen. Schließlich hat er gesagt: »So wie du auch«, und hat da auf dem Hügel eine Hand ganz weit nach oben gestreckt, als ob er etwas fallen lassen wollte. Und plötzlich warst es du selbst, was da aus der Hand deines Vaters fiel, sieben Jahre zuvor. Du warst endlich da, an einem frühen Freitagmorgen, auf die Welt geplumpst – du hast